



LK 3507

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Vierzigster
Jahresbericht 1971

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1972

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Aktuar (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott und zum Bezug der Jahresgabe.

«EIN TAG KANN EINE PERLE SEIN»
ÜBER DAS WESEN DES GLÜCKS
BEI GOTTFRIED KELLER

VON PAULA RITZLER

In der ersten Fassung des «Grünen Heinrich» heisst es einmal: «Das Glück des Lebens schien seinen Rundgang über die schlafende Welt zu machen und, mich auf dem Berge wachend findend, mich an die Hand und für immer an seine Seite zu nehmen.» Dieser Satz steht an der Stelle, wo Heinrich sich durch den Brief der Mutter bewusst wird, dass er aus der Kindheit heraus- und in einen neuen Lebensabschnitt eingetreten ist. Nach jenem Brief war er sich allein und wehrlos vorgekommen «gegenüber dem ernstesten kalten Weltleben». In der Nacht auf dem Berge dann fühlt er sich vom Glück an die Hand genommen und geht nun zuversichtlich weiter auf dem Weg ins Leben, auf dem er bereits die ersten Schritte getan hat.

Zu allen Zeiten haben die grossen Dichter ihre Helden auf diese Lebensreise geschickt: Parzival, Wilhelm Meister, Heinrich von Ofterdingen und viele andere ziehen so in die Welt hinaus. Ohne Zeitkolorit finden wir diese Lebensreise in alten Heldensagen und Märchen. Und so können wir den Aufbruch Heinrichs ins Leben nicht nur mit dem Beginn der Lebensreise eines Parzival oder Wilhelm Meister in Verbindung bringen, sondern letztlich mit dem Aufbruch des Herkules oder auch des tapfern Schneiderleins. Wie diese löst er sich vom bisherigen Lebensabschnitt und wird in neue Lebenssituationen geführt, in denen es sich zu bewähren gilt. Und wie der Held in Sage und Märchen nicht allein auf sich gestellt ist, sondern die Unterstützung ausserwirklicher Mächte genießt, so begegnet Heinrich in jener Nacht auf dem Berg dem Glück des Lebens. Während jedoch im Märchen der Geführte nichts von dieser Führung ahnt, fühlt Heinrich sich an der Hand genommen. Für den Menschen des 19. Jahrhunderts gibt es jenes unbewusste Aufgehobensein des Märchenhelden nicht mehr. Es gibt für ihn auch nicht mehr jene Allverbundenheit, wie noch ein Heinrich von Ofterdingen sie kennt. Was Heinrich Lee erlebte, war ein momentanes Glücksgefühl, ein in der Stille der Nacht aufwallender Glaube an das Glück. In der Folge jedoch ist dieses nächtliche Erlebnis wie ausgelöscht. Nicht das Glück bestimmt Heinrichs

Leben, sondern er selbst, gemäss den ihm innewohnenden Möglichkeiten. Und nur wenn er einmal aufhört, sein Lebensschifflein selber zu lenken, kann das Schicksal eingreifen. Das Glück des Lebens geht gewissermassen neben ihm her, und sobald er bereit ist, sich leiten zu lassen, nimmt es ihn an der Hand. Das ist zum Beispiel dort der Fall, wo er in seiner Malerkarriere nicht weiterkommt und keine andere Möglichkeit mehr sieht als das Gebet. Es geschieht folgendes: «Da überschattete», so erzählt Heinrich, «sich plötzlich der weisse Bogen auf meinen Knien ...; erschrocken schaute ich um und sah einen ansehnlichen, fremd gekleideten Mann hinter mir stehen.» Dieser Mann ist sein zukünftiger Lehrer. Hier ist Heinrich durchaus in der Situation des Märchenhelden. Durch ein Wunder kommt er zu einem neuen Lehrer und dadurch einen Schritt vorwärts auf seinem Lebensweg. «Ein Wunder und ein wirklicher Meister» heisst denn auch die Kapitelüberschrift. Dasselbe geschieht in dem Kapitel, das ebenso bezeichnenderweise den Titel «Das Flötenwunder» trägt. Dort ist Heinrich nicht nur psychisch, sondern auch physisch erschöpft und dadurch wieder bereit, sich in seiner Ohnmacht an die göttliche Allmacht zu wenden. Als Mensch des 19. Jahrhunderts tut er es allerdings mit allem Vorbehalt, ja sogar ein bisschen ironisch. Er beschreibt es folgendermassen: «In diesem Augenblicke der Not aber sammelten sich meine paar Lebensgeister und hielten Ratsversammlung. ... Sie beschlossen, zu einer ausserordentlichen verjährten Massregel zurückzukehren und sich unmittelbar an die göttliche Vorsehung zu wenden. Ich hörte aufmerksam zu und störte sie nicht.» Und das genügt. Er braucht bloss die Zügel aus der Hand zu geben. Nun kann die stets bereite hilfreiche Hand eingreifen. Sie tut es in Form eines goldenen Sonnenstrahls, der auf seine Flöte fällt. Heinrich hatte ihm das Eintreten schwer genug gemacht. Er hatte sich durch die verschlossenen Vorhänge noch am hellen Mittag gegen jede Berührung von aussen abgeschirmt. Aber die Bereitschaft der hilfreichen höhern Macht ist so gross, dass sich der Sonnenstrahl auf dem Umweg über einen entfernten Blitzableiter den Weg zu dem kleinen Spalt im Vorhang schafft. Und Heinrich versteht den Wink. Er verkauft die Flöte einem Trödler, wodurch sein ganzes Leben eine neue Wendung nimmt. Und als er dann arm und kleinmütig in ein Grafenschloss kommt und dort Liebe und Anerkennung und auch ein kleines Vermögen findet, da glauben wir unmittelbar vor einem Märchenschluss zu stehen. Aber nun ist es Heinrich selbst, der durch sein zauderndes, störrisches Wesen dem Glück den Weg versperrt. Er panzert sein weiches Herz mit einer harten Schale, so dass kein Spalt offenbleibt,

durch den das Glück einen Sonnenstrahl schicken könnte. Dabei wartet es diesmal nicht, bis er nach Hilfe ruft, es kommt ihm entgegen.

«Blüh auf, gefrorener Christ! Der Mai ist vor der Tür:
Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier.»

singt das geliebte Dortchen ihm ermutigend zu. Aber als schwieriger Mensch Kellerscher Prägung wagt Heinrich nicht, ihr seine Liebe zu gestehen, und verscherzt so das Glück. Wegen seines schwermütigen, hypochondrischen Wesens kann er sich auch nicht zur rechtzeitigen Heimkehr entschliessen und verschuldet so den Tod der Mutter, die in Sorge um ihn stirbt. Als er allein und schuldbeladen am Ende seiner Lebensreise ankommt, bietet er das Gegenbild des Märchenhelden. Er steht als Antiheld, wie er im Märchen als Kontrastfigur des Helden auftritt, als der, dem alles misslingt, am Ende seiner Lebensreise, die er als Märchenheld begonnen hat. In der ersten Fassung schliesst dieses Leben konsequenterweise mit dem Tod, ebenfalls im Gegensatz zum glücklichen Märchenabschluss.

Während also Keller in seinem autobiographischen Roman darstellt, wie der Held die anfängliche Beziehung zum Glück verscherzt, finden wir in den erdichteten Schicksalen immer wieder ein glückliches Ende der Lebensreise. Gleich wie Keller «süsse Frauenbilder» schuf, «wie die bittere Erde sie nicht hegt», dichtete er Lebensläufe, die wie Märchen verlaufen und die es in Wirklichkeit nicht gibt. Ähnlich dem Märchenhelden gehen Strapinski, Dietegen, Hadlaub, Reinhart und andere, von einer Not- oder Mangelsituation getrieben, in die Welt hinaus. Und wie der Märchenheld nehmen sie oft gerade die Dinge mit, die sie nachher brauchen können. Dann geraten sie in schwierige Lebenssituationen und verhalten sich richtig, wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten oder dritten Bewährungsprobe. Deshalb führt ihr Lebensweg sie schliesslich an ein glückliches Ende – allerdings nicht mit so spielerischer Leichtigkeit wie im Märchen. Und gerade darin, wie sie straucheln und sich wieder aufrafen, liegt der Schwerpunkt und zugleich der Reiz dieser Erzählungen.

Diese Menschen haben es schwer, das Glück zu finden. Pankraz der Schmoller zum Beispiel ist nicht – wie Heinrich – dauernd vom Glück begleitet, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauchte. Ihn lockt kein Dortchen liebevoll aus der Verstockung. Im Gegenteil: Als er sich stachlig wie ein Igel gegen seine Umwelt verschliesst, ist es die herzlose Lydia,

die, durch seine Haltung gereizt, mit ihm zu kokettieren beginnt und ihn dann, sobald er unter seinen Stacheln hervor- und zu ihr hinkriecht, kalt liegen lässt. Er aber nimmt sich diese Lektion zu Herzen, und nach einer weitem üblen Erfahrung gibt er seine Schmolllhaltung auf. So steht einer glücklichen Heimkehr nichts mehr im Weg. Gerade dadurch, dass das Schicksal ihn nicht verwöhnte, sondern hart anfasste, wurde er – im Gegensatz zum Grünen Heinrich – dazu gebracht, seine Fehler zu bekämpfen. Keller stellt diesen Pankraz, als löbliche Ausnahme, vor den Hintergrund des leichtlebigen Völkleins der Seldwyler. Aber für das fröhliche Schwesterchen ist der glücklich Heimgekehrte keineswegs ein beeindruckendes Beispiel dafür, wie man das Leben meistert. Während er seine beherzigenswerten Erlebnisse erzählt, schläft es ein.

Und auch für Keller ist ein Glück, das man sich dadurch verdient, dass man zur Vernunft kommt, zwar eine Befriedigung, aber nicht das Höchste, was er sich denken kann. Seine heimliche Sehnsucht ist das unverdiente Glück. Für sich selber wagt er zwar nicht, es zu beanspruchen. «Ich müsste mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde», schreibt er an Luise Rieter. Aber zum Beispiel dem Schneider Strapinski in «Kleider machen Leute», der keine so deutlich autobiographischen Züge aufweist wie Heinrich und Pankraz, lässt er dieses Glück in den Schoss fallen. Strapinski hat einen für einen Handwerksburschen recht unvernünftigen Hang nach einem bessern Leben; aber er kommt nicht wie Pankraz zur Vernunft und gibt seinem Leben selbst eine andere Richtung. Im Gegenteil: An der entscheidenden Stelle, wo der ehemalige Schneider mit vollem Einsatz die ihm irrtümlicherweise zugeschobene Rolle des Grafen zu spielen beginnt, lesen wir: Strapinski «verlor ... seinen Verstand und gewann das Glück». Er hat also das Glück nicht verdient, so wenig wie der arme Märchenheld, der an einen Königshof kommt. Wie dieser genießt er aber das Leben in der ihm fremden Welt. Und wie dem Märchenhelden die Liebe der Königstochter, so fliegt ihm die Liebe der schönen und reichen Amtmannstochter Nettchen zu, die bisher – wie eine Märchenprinzessin – alle Freier fortgeschickt hat. In diesem Moment aber durchbricht die Realität in Form der aufkreuzenden Seldwyler Bürger das Märchengewebe. Der Schneider wird entlarvt, die Schande bricht über ihn herein, er geht hinaus in die Winternacht und bleibt am Strassenrand liegen. Aber da streckt das Glück nochmals die Hand nach ihm aus. Nettchen findet ihn, und er sträubt sich nicht – wie einst Heinrich – gegen das Glück. Als Nettchen ihm winkt, in die «Fortuna» zu steigen (so heisst nämlich ihr Schlitten),

tut er es «folgsam». So kann es zu einer Versöhnung kommen, zur Hochzeit und zu einem Leben in Wohlstand und Ansehen.

Dieses schliesslich erreichte Glück ist ein Glück innerhalb der bürgerlichen Welt; und die Vernunft hat darin durchaus wieder ihren Platz. «Keine Romane mehr», ruft Nettchen, «wir wollen ... durch Tätigkeit und Klugheit die Menschen, die uns verhöhnt haben, von uns abhängig machen.» Und Strapinski schwenkt in diese bürgerliche Welt ein. Er wurde «rund und stattlich und sah beinah gar nicht mehr träumerisch aus». Er hat das für einen Schneider mögliche Glück erreicht. Er wird – wie Pankraz – ein angesehener Mann.

Diese Art Glück entspricht auch der Glücksvorstellung Nettchens. Es ist ein Glück, das sich lenken lässt wie der Schlitten «Fortuna», den sie mit sicherer Hand fährt. Nur einmal hatte sie die Zügel Strapinski überlassen, und da hatte er sie zu jener unglückseligen Verlobungsfeier gefahren, wo ihr Glück zunichte geworden wäre, hätte sie nicht entschlossen den Schlitten «Fortuna» in die richtige Richtung gelenkt und Strapinski hereingeholt. Durch ihr vernünftiges Handeln hat sie sich ihr Glück verdient. Für Strapinski aber ist es ein Geschenk.

Allerdings ist es nicht das Glück, das er sich einst erträumt hatte und das er Nettchen einmal folgendermassen schildert: «Ich wäre mit dir in die weite Welt gegangen, und nachdem ich einige kurze Tage des Glückes mit dir gelebt, hätte ich dir den Betrug gestanden und mir gleichzeitig den Tod gegeben.» ... So «wäre ich einen Augenblick lang gross und glücklich gewesen und hoch über allen, die weder glücklich noch unglücklich sind und doch nie sterben wollen».

Dieses Glück Strapinskis hätte also in den Tod geführt. Deshalb lässt Keller seinen Strapinski diesen Weg nicht zu Ende gehen. Aber er ermöglicht ihm, eine Zeitlang auf den Wogen des Glücks dahinzutreiben. Strapinski erlebt als Graf ein fremdes, einem Schneider verwehrt Dasein. Oder genauer: er lebt eine Zeitlang die in ihm steckende Möglichkeit zu einem solchen Dasein. Er spielt das, was er realiter nicht sein kann. In dieser Art Spiel kann das Glück rein, das heisst ungetrübt von der Wirklichkeit erlebt werden.

Dieses Spiel ist für die an die Gegebenheiten der Wirklichkeit gebundenen Menschen Kellers eine einmalige Möglichkeit, das reine Glück zu erleben. Auch Sali und Vreeli in «Romeo und Julia auf dem Dorfe» spielen dieses Spiel. Sie spielen ein glückliches Paar, und als solches verleben sie einen Tag des reinen Glücks, während sie in Wirklichkeit eben gerade kein Paar und auf keine Weise glücklich werden können. Und so wie

Strapinski als Graf die in ihm liegende, aber in der Realität nicht lebbar Glücksmöglichkeit auskostete, ist auch der glückliche Tag, den Sali und Vreeli erleben, zwar äusserlich ein Spiel, innerlich aber eine Wirklichkeit. Von Vreeli heisst es einmal: «Halb spielte es aus Schalkheit diese Rolle und aus Lust zu versuchen wie es tue, halb war es ihm in der Tat so zu Mut.» Vreeli in seiner Unschuld geniesst dieses Leben auf zwei Ebenen; Strapinski hingegen leidet unter seinem Doppelleben. Er fühlt sich schuldig gegenüber der Wirklichkeit, der er ein Grafendasein vorspielt. Er erlebt deshalb «eine schlaflose Nacht um die andere», wie Keller mit leisem Lächeln sagt. Bei Vreeli und Sali aber liegt die Schuld auf seiten der Wirklichkeit, bei der Umwelt. Während Strapinski, indem er die Rolle des Grafen spielte, schuldhaft in seine Umwelt eingebrochen ist, sind Vreeli und Sali von ihr ausgestossen worden. Daher haben sie keine Verpflichtung der Umwelt gegenüber: Sie können den Tag, an dem sie ein glückliches Paar spielen, ohne schlechtes Gewissen geniessen. Sie dürfen nach diesem glücklichen Tag sogar den Rest des Lebens hinwerfen und in den Tod gehen. Strapinski aber hat sich in die Welt, deren Ordnung er gestört hat, einzuordnen.

Denn darauf kommt es Keller wesentlich an, dass der in die Welt des Spiels Entwichene schliesslich doch seinen Platz in der Wirklichkeit findet. Anfänglich hatte er diese Forderung sogar Sali und Vreeli gegenüber erhoben. Diese Erzählung enthielt bekanntlich ursprünglich noch eine abschliessende Betrachtung. Darin heisst es: «Höher als diese verzweifelte Hingebung wäre jedenfalls ein entsagendes Zusammenraffen und ein stilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit gewesen.» Aber Kellers Freund Heyse gelang es, Keller davon zu überzeugen, dass dieser Schluss dem künstlerischen Wert der Erzählung abträglich sei. Heyse nahm auch die Kürzung vor, worauf Keller sich schweren Herzens mit dem «abgehauenen Schwanz» einverstanden erklärte. Aber ganz hat er sich mit dem «gestutzten Pudel», wie er die Geschichte später nannte, nie abgefunden. Und Vreeli und Sali blieben denn auch die einzigen Gestalten Kellers, die aus dem vollkommenen Glück nicht ins Alltagsleben hinabsteigen müssen. Sie sind auch die einzigen, die im Spiel nicht nur eine kurze Zeitspanne des Glücks, sondern ein ganzes glückliches Leben geniessen dürfen. Sie durften «an diesem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und sowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen als das leidenschaftliche Ende vorausnehmen».

Dieser eine im Spiel durchlebte Tag ist also kein gewöhnlicher Tag. Er

ist eine Kostbarkeit, neben der ihr ganzes bisheriges Leben zu einem Nichts zusammenschrumpft. «Ein Tag kann eine Perle sein / und ein Jahrhundert nichts», heisst es in einem bekannten Gedicht Kellers. Wie eine Perle, so vollkommen und in sich abgerundet ist dieser Tag. Er ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Das liebende Paar steht in seinem Glück ausserhalb der Zeit.

Dass der Glückliche ausserhalb der Zeit steht, wird auch an der Stelle ersichtlich, wo Strapinski Nettchen gegenüber seine Glücksvorstellung beschreibt. «Ich wäre einen Augenblick lang gross und glücklich gewesen», sagte er dort. Er nennt die ganze Zeitspanne des glücklichen Gra-fendaseins einen *Augenblick*. Auch hier gilt eine andere Zeitrechnung. Das gespielte Leben ist dadurch, dass es ausserhalb der Wirklichkeit steht, auch der Zeit entrückt.

Durch das Spiel können die Menschen bei Keller aus der Wirklichkeit heraustreten und einen zeitlosen Augenblick des Glücks erleben. Auch Heinrich erfährt das. Er und Anna reiten durch den Wald, verkleidet als Rudenz und Berta. Da heisst es: «Und so jagten wir wohl fünf Minuten lang über die einsame Höhe dahin. Aber diese fünf Minuten, kurz wie ein Augenblick, schienen doch eine Ewigkeit von Glück zu sein, es war ein Stück Dasein, an welchem die Zeit ihr Mass verlor.» In diesem Augenblick des Glücks treten Heinrich und Anna also aus der Zeit heraus und tauchen ein in eine «Ewigkeit von Glück». An andern Stellen bezeichnet Keller dieses Gefühl, eine Ewigkeit von Glück zu erleben, als Seligkeit. Das Erlebnis dieses Zustandes, in dem die Zeit aufgehoben ist, stellt also eine Möglichkeit dar, die Seligkeit auf Erden zu erleben. Die Mystiker kennen diese Seligkeit auf Erden auch.

«Mensch! wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit.»

sagt Angelus Silesius. Als der Graf im «Grünen Heinrich» diese Verse hört, glaubt er Feuerbach zu hören. Nun ist allerdings Feuerbach der Meinung, dass das Leben «in seinen wesentlichen Verhältnissen durchaus göttlicher Natur» sei. Jedoch mit Mystik hat das nichts zu tun. Keller aber schildert, unbeschadet seiner sonstigen Übereinstimmung mit Feuerbach, immer wieder diesen Übergang von Zeit zu Ewigkeit. Gerade für den Menschen, der sich im irdischen Dasein mit dem Einsatz aller Kräfte regt und abmüht, sind die Augenblicke besonders beglückend, in denen er aus der Zeit herausgehoben wird und teilhat am Glück der Ewigkeit.

Aber diese Augenblicke müssen teuer bezahlt werden. Wenn der im

Spiel erlebte Glückszustand nicht in den Tod einmündet wie bei Sali und Vreeli, so schreitet die Zeit, die einen Moment stillstand, weiter; und der Mensch sieht sich aus der Ewigkeit des Spiels plötzlich in die irdische Wirklichkeit zurückgeworfen. Das geschah Strapinski, und das erfahren auch Heinrich und Anna. Als Rudenz und Berta verkleidet nebeneinander reitend, erlebten sie den Glücksmoment, in dem die Zeit stillsteht. Nach diesem zeitlosen Erleben der Zweisamkeit aber umarmten sie sich in der Wirklichkeit, «und das fast feindliche Fühlen des Körpers riss uns vollends aus dem Himmel», sagt Heinrich. Sie fielen aus dem Himmel, aus der Ewigkeit, in die Zeitlichkeit zurück. «Mit düsterm Schweigen» sitzen sie dann am Rand des Wassers. Und als Heinrich Annas Köpfehen mit der kleinen Krone, die sie als Berta trug, im Wasser gespiegelt sieht, glaubt er «eine fremde Wasserfei» zu sehen, «die ... in die Tiefe zu fliehen droht».

Bei Keller sieht der Mensch traurig ins Wasser, das sein Glück birgt. In der Romantik lässt er sich immer wieder von der Nixe verführen. Er geht im Glücksrausch unter, was Keller einzig Vreeli und Sali zugesteht und im Schlussabschnitt am liebsten wieder zurückgenommen hätte. In der Klassik hingegen kann dieses Glück gelebt werden. In «Hermann und Dorothea» stehen die Liebenden auch am Wasser.

«Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüssten sich freundlich im Spiegel.»

Da haben wir den Himmel auf Erden. Er spiegelt sich im Wasser und bildet so den Grund, auf dem das liebende Paar sich begegnet. Dieses Glück ist gesichert. Die Liebenden können nicht mehr aus dem Himmel herausfallen, nachdem er sich sichtbar auf die Erde heruntergesenkt hat. Diese Gewissheit eignet einzig der Klassik. In der Romantik ist das gleiche Bild nur noch bei Eichendorff und nur noch im Konjunktiv möglich: «Es war, als hätt' der Himmel / die Erde still geküsst», heisst es dort. Dass der Dualismus von Erde und Himmel in der Klassik aufgehoben ist, macht die sichere Ruhe aus, die ein wesentliches Merkmal dieser Epoche ist. Da wird die Ruhe der Ewigkeit in der Wirklichkeit voll erlebbar, während die Kellerschen Menschen sich nur in seltenen Augenblicken aus der Verstrickung im Zeitlichen lösen können.

Nur in seltenen Momenten öffnet sich ihnen der Himmel. Heinrich hat solche Momente erlebt, wenn er durch sein Gebet dem Himmel die Möglichkeit gab, ihm zu helfen. Der himmlischen Seligkeit aber wird der Mensch, wie wir gesehen haben, dadurch teilhaftig, dass er sich *im Spiel* in

das von ihm erträumte Dasein einschleicht, Heinrich als Rudenz, Strapinski als Graf. Wenn er dann aber versucht, dieses Glück in der Wirklichkeit zu erleben, wenn Strapinski ein Verlobungsfest arrangiert, wenn Heinrich die Wasserfei umarmt, so sieht er sich auf ernüchternde Weise in die Wirklichkeit zurückversetzt. Das reine Glück ist in der Wirklichkeit nicht möglich. Hier kann Glück nur in einer weniger absoluten Form erlebt werden, als beschränktes Glück in einer bürgerlichen Welt. Als Beispiel dafür diene uns der Schluss von «Kleider machen Leute». Wir hätten auch «Ursula», «Die missbrauchten Liebesbriefe» und viele andere Erzählungen nennen können. Alle diese Geschichten können nur deshalb den märchenhaften Verlauf auf das glückliche Ende zu nehmen, weil dieses Ende nicht ein absolutes Glück, sondern ein unter diesen Gegebenheiten mögliches Glück darstellt. Diese Menschen finden den Weg ins bürgerliche Leben und damit in ein ihnen angemessenes Glück, nicht ausserhalb der Zeit, sondern im Hier und Jetzt, in Familie, Beruf und Staat. In den Seldwyler Geschichten und in den Züricher Novellen hat Keller das in der Seldwyler oder Zürcher Welt des 19. Jahrhunderts mögliche Glück dargestellt. Und zwar in bewusster Selbstbeschränkung. Er hält es für die Pflicht des Dichters, seinem Volk dessen eigene Daseinsmöglichkeit zu zeigen. In einem Brief an Auerbach schreibt er einmal: er «halte es für Pflicht eines Poeten, ... das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, dass die Leute noch glauben können, ja, so seien sie, und so gehe es zu ... Kurz, man muss, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist.» Deshalb verzichtet der in die Schweiz zurückgekehrte Keller, der mit wachen Augen das Geschehen in der damaligen Welt verfolgte, auf die Weiterarbeit an den Legenden, an denen er in Berlin gearbeitet hatte und die er einmal als «kleinen Protest gegen die Despotie des Zeitgemässen» bezeichnete, und wendet sich den Seldwyler Geschichten zu.

Das Glück im bürgerlichen Alltag, das Keller seinen Mitbürgern da als erreichbares Glück aufzeigt, ist ein dauerhaftes Glück, im Gegensatz zum seligen Augenblick. Keller kann seine Dauerhaftigkeit nicht genug unterstreichen. Diese rechtschaffenen Leute bekommen Kinder, die Strapinska zehn bis zwölf, das Ehepaar Amrein «zahlreiche». Sie erziehen sie gut; und diese Kinder holen «andere Wohlerzogene zur Ehe herbei», so dass nach und nach «eine kleine Kolonie von Gutbestehenden» heranwächst. Und in der Züricher Novelle «Ursula» heisst es, dass Hansli Gyrs Nachkommen gar «gegen 200 Jahre lang auf dem gutbestellten Hofe» hausten.

In dieser Geschichte aus der Reformationszeit sehen wir das Wesen dieses irdischen, dauerhaften Glücks besonders deutlich, da es sich von einem ganz andersartigen Hintergrund, dem Glückserlebnis Zwinglis, abhebt. Am Ende der Schlacht bei Kappel liegen Hansli Gyr und Zwingli nicht weit voneinander entfernt auf dem Schlachtfeld. Hansli, der neben andern Kämpfern liegt, wird von Ursula gefunden und zu einem dauerhaften Glück auf Erden geführt. Zwingli dagegen liegt «einsam unter einem Baume», und die untergehende Sonne lenkt sein brechendes Auge gegen den offenen Himmel, wo er «nicht nur die Heiligen des Alten und Neuen Testaments und der Christenkirche, sondern auch die rechtschaffenen Heiden: Herkules, Theseus, Sokrates» und andere erblickt. Sie alle, die einst durch Zeit und Ort getrennt waren, sieht er jetzt vereint im Himmel thronen. Und die sinkende Sonne, die ihm diesen Blick in den Himmel geöffnet hatte, «schien ihm zu bezeugen, dass er schliesslich nun doch recht getan und sein Amt als ein Held verwaltet habe». Damit wird ihm verheissen, dass auch er unter die im Himmel thronenden Helden aufgenommen wird. Das ist ein anderes Glückserlebnis als dasjenige Hansli Gyrs; Zwingli erlebt hier das Glück des seligen Augenblicks, in dem er die Transzendenz des irdischen Daseins erfährt. Er erlebt die Verbindung mit der Ewigkeit, in der die Zeit aufgehoben ist.

Interessant ist nun, dass die rechtschaffenen Bürger, denen in ihrem persönlichen Leben nur das dauerhafte Glück im kleinen beschieden ist, zu einem ganz ähnlichen Erlebnis kommen wie Zwingli, wenn sie nicht einzelne Menschen, sondern Teil des Volksganzen sind. Nicht in ihrem persönlichen engen Dasein, aber als Volk erfahren sie die Verbindung mit dem Ewigen. Sie gelangen zu diesem Erlebnis, indem sie, wie seinerzeit Strapinski, aus der Wirklichkeit, aus dem Alltag heraustreten in ein erhöhtes Dasein. Das ist für sie aber nicht ein Grafendasein, sondern ein Fest, und zwar ein Fest aller: ein Volksfest. Als am Abend des Fastnacht-festes im «Grünen Heinrich» die ganze Festgemeinde am Feuer beisammensitzt, da «ging die Ahnung zurück vom Feuerzeichen des politischen Bewusstseins, über die Christenfeuer des Mittelalters zu dem Frühlingsfeuer der Heidenzeit, das vielleicht zur selben Stunde, auf der selben Stelle gebrannt. In den dunklen Wolkenlagern schienen Heerzüge verschwundener Geschlechter vorüberzuziehen, manchmal anzuhalten über dem nächtlich singenden und tönenden Volkshaufen, als ob sie Lust hätten, herabzusteigen und sich unter die zu mischen, welche ihre Spanne Zeit am Feuer vergassen.» Auch hier ist – wie in der Vision Zwinglis – der Unterschied der Zeiten aufgehoben, und Himmel und Erde werden

eins. Diese Menschen erleben im Fest einen Augenblick der Zeitlosigkeit, in dem sie «ihre Spanne Zeit am Feuer (also die Wirklichkeit) vergassen». Sie erleben diesen Augenblick der Zeitlosigkeit allerdings nicht bewusst, sondern als Ahnung. Sie ahnen ihre Verbundenheit mit denen, die vor ihnen auf Erden lebten und ihnen in die Ewigkeit vorangegangen sind. Was sie in diesem Moment bewusst erleben, das ist die Verbundenheit untereinander. Darum stehen sie im Kreis ums Feuer, alt und jung stehen nebeneinander; und die, die im Tellenspiel die Zwingherren gespielt hatten und vom Volk verjagt worden waren, sind auch wieder dabei und gehen «um unter dem Volke als vergnügte Gespenster». Damit setzen sich diese Menschen über Schiller hinweg. Er hat im «Tell» das ideale Dasein in der Verbundenheit des Schweizervolkes dargestellt, und der Dramatiker Schiller lässt die Verbundenheit gerade aus der Auseinandersetzung mit den Habsburgern herauswachsen. In der Rückkehr der Zwingherren zum Volk aber zeigt sich, was diesen Menschen wichtig ist. Es ist das Gemeinschaftserlebnis als solches. Sie hatten Schiller, während sie den «Tell» aufführten, nur eine Weile lang benützt, gewissermassen als Einstieg, um zu dem Erlebnis ihrer Verbundenheit zu gelangen. Sie wollen sich selbst erleben, nicht Schillers Personen darstellen. Deshalb wurde auch das Stück nicht immer «nach der geschriebenen Ordnung» gespielt. Der Schluss zum Beispiel «ging unbestimmt in eine rauschende Freudenfeier über». Und wie so oft bei Keller findet das Gemeinschaftserlebnis auch hier seinen Ausdruck im allgemeinen Gesang. «Alles sang, klang und wogte durcheinander auf der Allmende», heisst es da. Im Gesang gehen die Einzelstimmen unter, wie der Einzelne in der Volksmenge untergeht; und das Ganze ereignet sich auf der Allmende, dem Grund und Boden aller.

Das Fest, in dem diese Menschen aus ihrem Alltag heraustreten und so an einem wesentlicheren Dasein teilhaben, als es innerhalb ihrer kleinbürgerlichen Welt möglich ist, bleibt nun aber nicht ohne Auswirkung auf das Alltagsleben. Einzig Heinrich, der am Gemeinschaftserlebnis des Festes wenig beteiligt gewesen war, schläft bis am Mittag. Die andern Männer bekämpfen ein drohendes Hochwasser und sind am nächsten Morgen «ebenso rüstig und entschlossen bei der Arbeit, als sie gestern die Freude angefasst hatten. ... Wenn so acht Mann unter einem schweren, langen Baume einhergingen, konnte man glauben, sie hielten wieder einen Aufzug; doch der Unterschied war gegen gestern, dass man keine Tabakspfeifen sah.» Jetzt manifestiert sich die Gemeinschaft nicht mehr im gemeinsamen Geniessen, im Tabakrauchen, sondern im gemeinsamen Arbeiten. Und die Kraft dazu haben diese Menschen aus dem Fest geschöpft.

Auch das Schützenfest im «Fähnlein der sieben Aufrechten» ist durchaus nicht losgelöst vom Alltag. Für die Aufrechten ist «der Wellenschlag eines frohen Volkes ... das Seebad, welches ihre steifen Glieder wieder lebendig macht». Indem sie aus der Alltagswelt heraustreten und in die Welt des Festes eintauchen, werden aber auch charakterliche Unzulänglichkeiten weggebadet. Frymann und Hediger, die sich aus egoistischen Gründen einer Heirat zwischen ihren Kindern widersetzt haben, werden durch das Fest von diesem Egoismus geheilt. Am Schluss sagt Frymann: «... was könnten wir zum Andenken des heutigen Tages Besseres stiften, ... als einen lebendigen Stamm, ... ein Haus, dessen Kinder die Grundsätze und den untwegten Glauben der sieben Aufrechten aufbewahren und übertragen.»

Eine Familie, die ihre rechtschaffenen Grundsätze künftigen Generationen weitergibt, dieses dauerhafte Glück, das wir auch am Schluss anderer Erzählungen gefunden haben, resultiert also hier aus dem Eintauchen in die Welt des Festes als der Form, in der auch Menschen wie Hediger und Frymann die Ausweitung des alltäglichen Daseins, die Erlösung aus der Begrenztheit im Hier und Jetzt erleben können. Die Festfreudigkeit dieser Menschen ist das unbewusste Bedürfnis, die Enge ihres kleinbürgerlichen Daseins hinter sich zu lassen. Und dieser Ausbruch aus dem Alltag ist nicht ein Ausbruch in ein bloss gespieltes Leben wie bei Strapinski, sondern es ist ein Eintauchen in ein überpersönliches Dasein, in das Dasein des ganzen Volkes. Deshalb ist die Rückkehr in die Zeit nicht ein schmerzhafter Absturz wie der vom Grafendasein ins Schneiderleben, sondern die Festteilnehmer kehren beglückt und zu richtigem Tun bereit in die Alltagswelt zurück. Was sie aber mit Strapinski verbindet, ist das Bedürfnis, einmal aus dem Alltag auszubrechen. Sie alle suchen ein Glückserlebnis, er im Spiel, sie im Fest.

Das Glückserlebnis Zwinglis aber war anderer Art. Er hat nicht danach gesucht, sondern der Himmel hat sich ihm aufgetan und hat ihm den Weg aus der Wirklichkeit zur Seligkeit gezeigt, indem die Sonnenbahn seinen Blick zum Himmel lenkte. Hier lässt der Himmel die goldene Jakobsleiter herunter, das heisst, der Mensch erfährt die Gnade des Himmels.

Gnade ist ein christlicher Begriff. In der christlichen Welt erscheint das Glück als ewige Seligkeit, und der Zugang zur Seligkeit wird dem Christen durch die Gnade geöffnet, wie es Zwingli in seiner Sterbestunde erfahren hat.

Es ist nun aufschlussreich, zu sehen, dass in dieser christlichen Vision Zwinglis, bei der Keller sich übrigens auf eine Zwinglibiographie stützt, ein echt Kellerscher Ton mitschwingt. Keller sieht in Zwingli alles andere als einen christlichen Heiligen; er nennt ihn ja auch einen «Helden»

und sagt von ihm, dass er «recht getan und sein Amt als ein Held verwaltet habe». Zwingli stand also mit beiden Füßen auf der Erde, und so lässt Keller ihn, während er in den Himmel hineinsieht, zugleich auf dieser Erde ruhen, auf «der Mutter Erde». Kellers Zwingli erlebt also zugleich das Aufgehobensein im Kreis der Seligen *und* die Geborgenheit im Schoss der Mutter Erde, zugleich die Verwurzelung im Göttlichen und Kreatürlichen. Sterbend hat er an beidem teil. Aber den Himmel auf Erden zu erleben ist auch ihm nicht vergönnt.

Hingegen versucht Keller gelegentlich, Erdenglück im Himmel möglich zu machen. Als geeignete Form für eine Schilderung des Himmels bietet sich die Legende an. Im «Tanzlegendchen» hält Keller sich zuerst einigermaßen an sein Vorbild, an die von Pfarrer Kosegarten erzählte Legende; dann aber bricht er nicht wie Kosegarten mit der Himmelfahrt der Heiligen Musa ab, sondern malt ein Kellersches Bild des Himmels, eines Himmels, in den auch das Erdenglück einbezogen ist: Er lässt ausser der Heiligen Musa auch die klassischen neun Musen, die Göttinnen der Kunst, an der himmlischen Seligkeit teilhaben. So ergibt sich ein Fest voll himmlisch-irdischer Glückseligkeit. Die Heiligen trinken mit den Musen aus dem gleichen Becher, so «dass holde Freude sie erwärmte», und «unsere liebe Frau ... küsste die hehre Urania ... zärtlich auf den Mund».

Aber dieses volle Glück, das darin besteht, das irdische Glück als himmlische Seligkeit zu erleben, ist selbst in der Legende nicht von Dauer. Nachdem Keller das Manuskript schon abgeschickt hatte, sandte er in aller Eile noch einen Schlussabschnitt nach. In diesem endgültigen Schluss bringen die Musen durch ihren Gesang den Himmel «ausser Fassung». Die Himmlischen werden «von Erdenleid und Heimweh» ergriffen, so dass die allerhöchste Trinität die Musen auf ewig verbannt. Durch das Eingreifen der Trinität, des reinen Geistes, kehren dann, wie Keller sagt, «Ruhe und Gleichmut» in den Himmel zurück. Von «holder Freude» jedoch ist nicht mehr die Rede.

Ähnliches geschieht in «Dorotheas Blumenkörbchen». Dort dürfen die Liebenden, die auf Erden nicht zusammenkommen konnten, sich im Himmel finden. Sie dürfen sich lieben und zugleich selig sein. Aber dann glitten sie «in holdestem Vergessen zu nahe an das kristallene Haus der heiligen Dreifaltigkeit und gingen hinein; dort verging ihnen das Bewusstsein, indem sie, gleich Zwillingen unter dem Herzen der Mutter, entschliefen und wahrscheinlich noch schlafen, wenn sie inzwischen nicht wieder haben hinauskommen können.»

Aus diesem letzten Satz klingt nicht viel Hoffnung. Die Seligen, die

kurze Zeit das Glück von Erde *und* Himmel geniessen durften, sinken in die gleichmütige Ruhe des Himmels, so wie die Erdbewohner, die auf Erden einen Augenblick der Seligkeit erleben dürfen, in die Wirklichkeit zurückkehren müssen. Wie der Himmel auf Erden nur in einem kurzen Glücksmoment erlebbar ist, ist auch Erdenglück im Himmel nicht von Dauer.

Dieses bittere Ende des seligen Zustands verliert nur dann seine Tragik, wenn es nicht unvermutet und unerwartet über den Menschen hereinbricht, sondern wenn der Glückliche sich des ephemeren Charakters des seligen Zustands bewusst ist. Der Grüne Heinrich erlebt das einmal. In Judiths Armen lauscht er ihren Worten. «Und meine Augen», sagt er, «ruhten dabei auf der Höhe der Brust, welche ... vor meinem Blicke glänzte wie die ewige Heimat des Glückes ... Ich fühlte mich ganz ausser der Zeit; ... dieser Augenblick schien ... seine Rechtfertigung in sich selbst zu tragen.» Das Glück dieses Augenblicks zerschellt nun nicht an der Wirklichkeit wie das Glück, das er auf dem Ritt mit Anna erlebt hatte; denn diesmal verliert Heinrich bei dem Erlebnis der Zeitlosigkeit die unvermeidliche Rückkehr in die Zeit nicht aus den Augen, sondern da heisst es: «Mir ging es durch das Herz, als ob ich jetzt die Ruhe vorausnahme für alles Leid und alle Mühe, die noch kommen sollten.» Und dabei fühlt er sich «traurig und doch glücklich». Die Traurigkeit, die hier mitschwingt, ist die «Grundtrauer», wie Keller sie in einem Brief an seinen Freund Petersen einmal nennt. Diese Art Trauer finden wir bei den Menschen, die «über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind», wie Keller in dem gleichen Brief in der für ihn typischen unpathetischen Art sagt. Und er fährt weiter: «Aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine echte Freude gibt.» Das Korrelat zu dieser «Grundtrauer» ist also die «echte Freude», wieder eine möglichst trockene Formulierung des Briefschreibers Keller für das, wofür ihm in seinem dichterischen Werk Worte wie «holde Freude» oder «Glückseligkeit» entschlüpfen.

Grundtrauer und echte Freude, «traurig und doch glücklich», dieser schwebende Zustand, den Heinrich einen glücklichen Augenblick lang erlebte, ist die Grundstimmung Salomon Landolts in der Züricher Novelle «Der Landvogt von Greifensee».

Heinrich und Landolt sind die beiden Gestalten, in denen Kellers Persönlichkeit sich am deutlichsten spiegelt. Im «Grünen Heinrich» hat er das Erleben und Träumen seiner jungen Jahre zu einer Lebensgeschichte ausgeformt, deren Held unfähig ist, nach dem Glück zu greifen. Im «Landvogt von Greifensee» hat er einen gereiften Menschen dargestellt,

der fähig ist, in einem ähnlichen Leben wie dem seinen, das Glück zu finden. Das Glück, das Landolt gefunden hat, ist jene «echte Freude», die nur aus der Grundtrauer herauswachsen kann. Und im «Landvogt von Greifensee» erkennen wir nun auch das Wesen dieser Grundtrauer. Diese Trauer beruht auf dem Wissen um die Vergänglichkeit. Landolts Blick ist stets auf das «Tödlein» gerichtet, auf jenes kleine Skelett, das als Symbol der Vergänglichkeit auf seinem Schreibtische steht. Während der Grüne Heinrich, den der Totenschädel Zwiehans auf seiner Lebensreise begleitet, versucht hat, allerdings vergeblich versucht hat, ihn loszuwerden, hat Landolt gelernt, Aug in Auge mit der Vergänglichkeit zu leben. Und dieses Wissen um die Vergänglichkeit, diese Grundtrauer darüber, dass alles Irdische, dass auch das Glück vergänglich ist, macht es ihm möglich, das, was ihm an Glück beschieden ist, freudig zu genießen. Weil er die Grundtrauer kennt, kennt er auch die «echte Freude».

Keller selber brachte die Kraft für eine solche Haltung allerdings nur selten auf, und je länger, desto weniger. Es gelang ihm nicht, sein manisch-depressives Wesen zu Grundtrauer und «echter Freude» zu sublimieren. Und so wie ihm der glückliche Verlauf der Lebensreise nur im Kunstwerk gelang, so wie die Frauen, die errötend lachen, nicht in seinem Leben, aber in seinen Werken existieren, so erscheint im «Landvogt von Greifensee» Kellers eigenes Wesen in einer Vollkommenheit, die er im Leben nicht zu erreichen vermochte.

Wie sein Dichter hat Landolt mehrmals geliebt, aber vergeblich um die Geliebte geworben. Während aber Keller unter seiner Einsamkeit leidet, bereitet Landolt sich ein Fest, das Rosenfest. In diesem erdichteten Leben wird das möglich, was in der Wirklichkeit nicht denkbar ist. Landolts Verhältnis zu den «artigen Korbspenderinnen», wie Keller sie einmal nennt, ist so ungetrübt, dass er sie alle auf sein Schloss einladen kann; und sie kommen alle. Mit diesem Rosenfest schafft sich Landolt selbst den glücklichen Augenblick, der im Leben von Kellers Gestalten jeweils wie eine Perle aufleuchtet. «Es soll ein schöner Tag für mich sein», sagt er, «ein Tag, wie es sein müsste, wenn es wirklich einen Monat Mai gäbe, den es bekanntlich nicht gibt, und es der erste und letzte Mai zugleich wäre.» Auch dieser Tag steht also ausserhalb der Wirklichkeit (in der Wirklichkeit gibt es für Landolt keinen Mai), und er steht ausserhalb der Zeit: Es wird der erste und letzte Mai zugleich sein. Seine Haushälterin, Frau Marianne, versteht, was er meint: «Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangenen Kinder, die seligen Englein, plötzlich bei mir hätte», sagt sie.

Es wird dann wirklich ein Tag, an dem die Zeit aufgehoben ist, und zugleich ein Tag voller Seligkeit. Landolt genießt die Gegenwart aller einst Geliebten gleichzeitig, und dieses Glück ist «von keinem Hauche der rauhen Wirklichkeit getrübt». So leben in der Legende «Dorotheas Blumenkörbchen» die Liebenden im Himmel. Von ihnen heisst es, sie seien «befreit von jeder Schwere und doch sie selber». Sie geniessen mit der Ruhe der Seligen die Gegenwart des Geliebten. Sie sind miteinander verbunden, aber ohne jede Leidenschaft. In «Dorotheas Blumenkörbchen» wird dieses selige Dasein als eine Art Reigen seliger Geister geschildert. Im Reigen begegnen sich Dorothea und Theophilus in ruhiger, schöner Bewegung. Keller beschreibt das folgendermassen: «Dann trennten sie sich spielend und ... sie fanden sich und wallten wieder vereinigt dahin oder ruhten im Anschauen ihrer selbst.» Ebenso leidenschaftslos und ruhig, ja geradezu spielerisch ist die Beziehung zwischen Landolt und den fünf Frauen. Er sah «alle der Reihe nach an, ... vor- und rückwärts gezählt und überspringend»; dann gab er «ihnen der Reihe nach die Hand und küsste eine jede auf den Mund, ohne dass derselbe von einer verweigert wurde». Und schliesslich tanzte er «mit jeder ... einen Tanz». In dieser gleichmässig ruhigen, beglückenden Beziehung zu den Frauen ist er im Zustand der Seligkeit.

Dieser selige Tag ist kein im wirklichen Leben möglicher Tag. Er ist eine Perle, makellos und rein. Nur Landolt, der gewissermassen Keller in idealer Form darstellt, kann einen solch idealen Tag erleben. Er konnte ihn sich sogar selbst bereiten, indem er sein Verhältnis zu den fünf Frauen so harmonisch gestaltet hat: Für ihn sind sie jetzt nicht mehr in erster Linie Einzelwesen aus Fleisch und Blut, sondern er nennt sie «ein magisches Pentagramma von fünf so schönen Häuptern, ... in welchem die zauberkräftige Linie geheimnisvoll von einem Haupte zum anderen zieht». Er selber aber ist nicht verflochten in dieses Pentagramma, sondern der Anblick der Frauen beglückt ihn als ein schöner Stern. Er steht ihnen ohne Leidenschaft und – wenn wir an die Gerichtsverhandlung denken – sogar mit einer gewissen Überlegenheit gegenüber. «Leidenschaftslos und überlegen», mit diesen Worten charakterisiert der Grüne Heinrich, der als Meerkatze im «Faust» mitgespielt hat, das Geschehen auf der Bühne. Und den Unterschied zwischen dem Leben hinter und auf der Bühne, also den Unterschied zwischen der Wirklichkeit und dem Kunstwerk sieht er darin, dass «aus dem unkenntlichen unterdrückt lärmenden und streitenden Chaos (hinter den Kulissen) sich still und unmerklich geordnete Bilder und Handlungen ausschieden und auf dem freien, hellen Raume (der Bühne) erschienen, wie in einer jenseitigen Welt». Ein solch geordnetes

Bild «auf freiem hellen Raume» ist auch das Rosenfest, das Landolt aus seinen fünf unglücklichen Liebesgeschichten geschaffen hat.

Und dieses Kunstwerk, das der Mensch aus seinem Leben schmiedet, stellt Keller über das vollkommene Kunstwerk aus Künstlerhand. In der Legende «Eugenia» steht Aquilinus vor dem vollkommenen Werk eines Künstlers. Er küsst es, denn es ist eine Statue, die Eugenia darstellt; und zwar stellt sie Eugenias «ursprüngliches inneres Wesen ... zu einem Ideal erhoben» dar. Diese Eugenia, ebenfalls von der Schönheit ihres Bildnisses betroffen, entwickelt sich nun so, dass sie diesem idealen Bild gleichkommt. Für Keller hat ja das Kunstwerk die Aufgabe, schönes Vorbild zu sein. Ist dieses Ziel erreicht, dann kann sich der Mensch vom Kunstwerk weg und dem Leben zuwenden. Kellers Aquilinus jedenfalls stellt nun die Statue in einen schönen Raum, gewissermassen in ein Museum, doch «hütete er sich, dieselbe nochmals zu küssen, da er nun das lebenswarme Urbild zur Hand hatte». Auch die Landbevölkerung im «Grünen Heinrich» brauchte Schillers «Tell» ja eigentlich nur, um sich selbst in idealer Form zu erleben.

Während aber diese Leute, wie Eugenia, dank der Kunst ein idealeres Leben erreichen, kann sich Landolt im Rosenfest diesen Idealzustand selber schaffen. Der Weg, auf dem er dahin gelangt, heisst Entsagung. «Wohl sind es die Rosen der Entsagung», sagt er, «welche die Zeit mir gebracht hat, aber wie herrlich und dauerhaft sind sie.» Und damit hat er das Glück der Entsagung charakterisiert. Es ist, im Gegensatz zum seligen Augenblick, ein dauerhaftes Glück. In bezug auf die Dauer ist es mit dem bürgerlichen Glück Strapinskis zu vergleichen; was aber die andere Dimension, die Tiefe, betrifft, so gleicht es dem Glück des seligen Augenblicks. Das Rosenfest selbst allerdings ist von begrenzter Dauer. Aber Landolt, der Entsagen gelernt hat, stellt nun keine unerfüllbaren Glücksansprüche mehr an die Zukunft, sondern genießt das Glück, «einen fünffachen Spiegel der Erinnerung zu besitzen, von keinem Hauche der rauhen Wirklichkeit getrübt». So sagt Landolt. Frau Marianne meint dasselbe, wenn sie ausruft: «Nun haben Sie den Frieden im Herzen, soweit das hienieden möglich ist.» Mit diesem Frieden im Herzen lebt Landolt noch viele Jahre weiter. Und wenn sein Dichter einst in leidenschaftlichem Glücksverlangen auf seine Schreibunterlage kritzelte: «nein, nein, resignatio ist keine schöne Gegend», so ist es ihm im «Landvogt vom Greifensee» gelungen, zu zeigen, dass Entsagung und Glück einander nicht auszuschliessen brauchen und dass resignatio durchaus eine schöne Gegend sein kann.

Vierzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1971

Das Gesellschaftsjahr 1971 ist ein Normaljahr gewesen, aus dem wenig ungewöhnliche Ereignisse zu berichten sind. Erwähnt darf werden, dass in ihm die Gesellschaft wieder einmal den § 2, (c und e) ihrer Statuten zur Anwendung brachte, der unter den Zwecken der Gesellschaft vorsieht, «Ausgaben der Werke ... zu unterstützen» und «sich an der Herausgabe von wertvollen Publikationen ... zu beteiligen». Sie entnahm ihrem für solche Zwecke bestimmten kleinen Spezialfonds den im Bericht des Quästors aufgeführten Druckkostenbeitrag an die Ausgabe des «Dietegen», die der als Gottfried Keller-Illustrator schon mehrfach hervorgetretene Graphiker Helmut Knorr mit temperamentvollen Federzeichnungen ausgestattet hat. Von ihr erschienen im Werner Classen-Verlag, Zürich, zwei Ausführungen, eine handkolorierte Vorigsausgabe und ein inkolorierter Druck. Exemplare beider Varianten befinden sich in der Bibliothek der Gottfried Keller-Gesellschaft.

Im Januar gingen uns durch die freundliche Vermittlung des Fachlehrers an Danmarks Biblioteksskole, Dr. phil. Erik Dal in Kopenhagen, zwei dänische Gottfried Keller-Übersetzungen zu: zuerst ein Privatdruck, die von Dal selber zum ersten Mal ins Dänische übertragene Ausgabe von «Spiegel das Kätzchen» mit bisher unveröffentlichten Strichätzungen von Fräulein Ruth Knorr (die, ohne dass verwandtschaftliche Beziehungen bestünden, zufällig den gleichen Familiennamen trägt wie der oben erwähnte Illustrator). Die zweite dänische Neuerscheinung verdanken wir dem Textilfabrikanten Michael Jensen in Herning (Jütland); es ist eine neue Übersetzung von «Kleider machen Leute» durch Hedvig Bensby, mit Zeichnungen von Hark Nikkels.

Schliesslich stellte uns Prof. Barry G. Thomas vom Department of modern languages der Ohio University im April als Dank für literarische Unterstützung während eines Zürcher Aufenthaltes seinen 14seitigen Aufsatz «Paradise lost: The search for order in three tales by Gottfried Keller» aus der Germanic Review (Januar 1971) zu. Bemerkenswert an diesen Zuwendungen bleibt, dass sie belegen, wie das Interesse an Gottfried Keller auch in andern Sprachgebieten wach ist; sie zeigen aber auch, dass unsere Gesellschaft als Treuhänderin seines Werkes beachtet wird. So wäre es wünschenswert und förderlich, wenn sie sich dieser Aufgabe im Sinne ihrer recht weite Ziele steckenden Statuten mit grösserer Bewegungsfreiheit in den Mitteln widmen könnte, als ihr bisher zu Gebote steht.

Denn Gottfried Keller vermag in unserer Zeit der weltanschaulichen Kompasslosigkeit und der Auflösung aller künstlerischen Massstäbe als Vertreter einer allem Unechten und Gemachten abholden Dichtung, die aus realem Wirklichkeitsboden erwächst und in heute wieder sehr zeitgemäßem Geiste an den sozialen Zuständen seiner Zeit leidenschaftlich «engagiert» ist, vielerlei zu klären und zurechtzurücken. Auch seine Epoche ähnelt der unsern überraschend.

Ein schöner Anlass war es, als der Präsident namens der Gesellschaft dem hochverdienten Vorstandsmitglied Dr. Ernst Vaterlaus am 31. März zu seinem 80. Geburtstag gratulieren konnte. Dr. Vaterlaus trat 1952 als Regierungsrat und «Erziehungsdirektor» des Kantons Zürich in die Kommission der Gottfried Keller-Gesellschaft ein und übernahm – inzwischen im eidgenössischen Parlament zum Ständerat aufgestiegen – 1958 das Präsidium, das er bis in den Herbst 1967 innehatte. Die Gesellschaft verdankt ihm das Zustandekommen der Conrad Ferdinand Meyer-Ausgabe, die ein Jahr nach seiner Wahl in den Vorstand beschlossen wurde und in seinem ersten Präsidialjahr mit der Herausgabe des ersten Bandes zu erscheinen begann. Er hat sie häufig mit grossem persönlichem Einsatz gefördert. Der schönste Dank der

Gesellschaft an ihren langjährigen Schutzherrn wäre es darum, wenn sie einen lebhaften Fortgang dieses wertvollen Unternehmens und seine baldige glückliche Vollendung erwirken könnte. Denn das würde die Krönung der reichen Wirksamkeit von Dr. Vaterlaus in unserm Kreise bedeuten: dem rüstigen Achtziger den Abschluss der Entwicklung seines Schosskinds vorlegen zu dürfen.

Das Herbstbott fand im traditionellen Rahmen am 7. November statt. Der Festvortrag von Fräulein Prof. Dr. Paula Ritzler «Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller» stiess in eine tiefste Schicht seines Werkes und Lebens vor. Er entfaltete den ganzen Reichtum der Menschlichkeit des Dichters, seine Lebensbezogenheit und die Gestaltung des Lebens zum Kunstwerk: die Wirklichkeit im Ideal. Das Referat wurde mit verdienter Begeisterung aufgenommen.

Im Anschluss an den Vortrag war es dem Präsidenten vergönnt, auf ein grosszügiges Geschenk aus dem Mitgliederkreise an die Zentralbibliothek Zürich, die Bewahrerin von Kellers Nachlass, hinzuweisen. Am 30. Juni hatte Rechtsanwalt Hans Sulzer-Oravez dieser vier eigenhändige Briefe Gottfried Kellers aus Sulzerschem Familienbesitz übergeben. Damit sind die Originale der bisher nur nach Photokopien gedruckten Briefe dem Nachlass Gottfried Kellers einverleibt worden.

Gerade der wichtigste von ihnen beweist, wie wertvoll es ist, das Autograph zu besitzen. Denn jetzt erst werden einige Fragen, welche dieses Schriftstück stellt, sichtbar. Es handelt sich um jenen unadressierten Brief an Jakob Dubs (Nr. 950 der Gesammelten Briefe) – den einzig erhaltenen an diesen Empfänger –, worin der Dichter (von Berlin aus) das Angebot einer Professur am soeben gegründeten Polytechnikum in Zürich ablehnt, um seiner dichterischen Sendung treu bleiben zu können. Es fällt auf, dass gerade dieses bedeutsame Lebensdokument undatiert und ohne Angabe des Empfängers ist. Unter den 1278 gedruckten Briefen Gottfried Kellers gibt es nur 19 ohne Datum, also knapp anderthalb Prozent der Fälle. Stutzig macht auch der Umstand, dass dieser entscheidende Brief im Nachlass von Regierungsrat Johann Jakob Sulzer erhalten blieb, nicht unter Papieren seines Amtskollegen Dubs. Handelt es sich im vorliegenden Exemplar am Ende gar nicht um das Original, sondern um einen Entwurf oder eine Abschrift, die Gottfried Keller gleichzeitig seinem tatkräftigsten Förderer Sulzer zur Orientierung zustellte? Natürlich hat die Forschung das Schreiben schon längst anhand der erhaltenen Anfrage von Dubs vom 4. Februar 1854 und des Keller-Briefs an Hettner vom 31. März auf «Ende März 1854» angesetzt. Doch wie es um den Textträger bestellt ist, der seinen Wortlaut überliefert, liess sich bisher nicht absehen.

Die kostbare Neuerwerbung dieser Dichterbriefe war für die Besucher des Herbstbotts im Vorraum des Ratshausaales ausgestellt.

In den Verhandlungen der anschliessenden Generalversammlung wurde die im Vorjahr nach dem Rücktritt von Dr. Hanno Helbling aus dem Vorstand offengelassene Vakanz geschlossen. Im Hinblick auf den in der Direktion der Zentralbibliothek zu erwartenden Wechsel hatte man eine Neuwahl zurückgestellt. Denn die Vertretung der Zentralbibliothek im Vorstand der Gesellschaft ist zweckmässig. Mittlerweile war nun an Stelle des Ende Juli kurz vor Vollendung seines 71. Lebensjahres zurückgetretenen Direktors Paul Scherrer-Bylund der bisherige Vizedirektor Hans Baer ins Amt eingetreten. Durch seine Zuwahl wurde somit, wie im Vorjahr in Aussicht genommen, der Vorstand ergänzt.

Über das *Finanzielle* berichtet der Quästor:

«Die Betriebsrechnung für das Jahr 1971 zeigt – auszugsweise wiedergegeben – folgendes Bild:

| | |
|-------------------------------------|-------------|
| Vermögen am 31. Dezember 1970 | Fr. 4377.85 |
| + Einnahmen 1971 | Fr. 5875.61 |
| — Ausgaben 1971 | Fr. 6396.15 |
| Vermögensverminderung | Fr. 520.54 |
| Vermögen am 31. Dezember 1971 | Fr. 3857.31 |

Der Mitgliederbestand am Ende des Berichtsjahres betrug 247 gegenüber 259 im Vorjahr. 5 Neueintritte stehen 17 Austritte gegenüber, wovon 12 infolge Ablebens.

Die unveränderten Grundjahresbeiträge der Mitglieder, inklusive die freiwilligen Beiträge, belaufen sich für das Jahr 1971 auf Fr. 4057.51 gegenüber Fr. 4026.82 im Vorjahr. 7 Mitgliederbeiträge waren am 31. Dezember noch ausstehend, sind aber inzwischen teilweise entrichtet worden. Von Stadt und Kanton Zürich sind wie bisher Subventionen von je Fr. 400.-, total also Fr. 800.- eingegangen.

Auf dem Sparheft der Schweizerischen Bodenkredit-Anstalt resultierte pro 1971 ein Bruttozins von Fr. 619.90.

Während die Einnahmen im Vergleich zum Vorjahr um nur rund Fr. 200.- gestiegen sind, haben die Ausgaben um rund Fr. 1900.- zugenommen, so dass die Rechnung bedauerlicherweise mit einem Rückschlag von Fr. 520.54 abschliesst, gegenüber einem Einnahmenüberschuss von Fr. 1155.82 im Jahre 1970. Die Gründe für dieses durch Mehrausgaben verursachte schlechte Ergebnis seien nachstehend erläutert.

Bei den Ausgaben für Verwaltung, Büromaterial, Drucksachen und Allgemeines ist eine Erhöhung von rund Fr. 700.- auf Fr. 2822.85 eingetreten. Diese ist hauptsächlich auf vermehrte Anschaffungen von Büromaterial und Drucksachen sowie auf eine bescheidene Anpassung des Aktuar-Honorars zurückzuführen.

Das im Herbst durchgeführte Jahresbott erforderte, nach Abzug der Einnahmen für Eintritte und Garderobe, Nettoausgaben von Fr. 3175.10. Die Mehrausgaben von rund Fr. 850.- gegenüber dem Vorjahr sind in erster Linie auf die um Fr. 600.- höheren Kosten des umfangreicher ausgefallenen Jahresberichtes zurückzuführen. Ausserdem musste die Gage der Musiker um Fr. 200.- erhöht werden.

Da im Jahre 1971 keine weiteren Bände der C.F. Meyer-Ausgabe geliefert werden konnten, wurde die Rückstellung für Bücher nicht beansprucht. Sie beläuft sich somit unverändert auf Fr. 9400.-, wovon Fr. 7600.- auf die historisch-kritische Ausgabe und Fr. 1800.- auf die siebenbändige Ausgabe entfallen. Bedauerlicherweise werden diese Rückstellungen angesichts der stetigen Geldentwertung nicht zur vollen Deckung der Kosten für die noch zu liefernden, von den Mitgliedern vorausbezahlten fünf Buchbände ausreichen.

Der Vorstand nimmt deshalb in Aussicht, den bestehenden Fonds zur Erfüllung der in § 2 der Statuten vorgesehenen Aufgaben zur Deckung dieser Kosten heranzuziehen. Sollte sich allerdings zum Bedauern des Vorstandes die Lieferung einzelner Bände weiter verzögern, so wäre es darüber hinaus allenfalls notwendig, den Bezüchern für eine noch verbleibende Differenz Rechnung zu stellen.

Dem erwähnten Fonds zur Erfüllung der in § 2 der Statuten vorgesehenen Aufgaben sind im Berichtsjahr Fr. 1000.- zur Ausrichtung eines Förderungsbeitrages an die illustrierte Ausgabe von Gottfried Kellers ‚Dietegen‘ entnommen worden. Das Vermögen dieses Fonds hat sich dadurch auf Fr. 2000.- reduziert.»

In der Rechnungsrevision wurde die Jahresrechnung in vorbildlicher Ordnung befunden und gutgeheissen. Die Einzelheiten können beim Präsidenten eingesehen oder in Xerokopien bezogen werden.

Der Präsident: *Dr. Paul Scherrer-Bylund*

Vorstand

| | | |
|--------------------------|---|---------------|
| Präsident: | a. Direktor Dr. Paul Scherrer-Bylund Beckhammer 32 <i>8057 Zürich</i> | Tel. 28 27 10 |
| Vizepräsident: | a. Stadtpräsident Dr. Emil Landolt Winkelwiese 10 <i>8001 Zürich</i> | Tel. 47 21 00 |
| Quästor: | Generaldirektor Dr. Oswald Aepli Rebacherstrasse 3 <i>8700 Küsnacht</i> | Tel. 90 01 02 |
| Aktuar: | Prof. Dr. Egon Wilhelm Ackerstrasse 8 <i>8610 Uster</i> | Tel. 87 37 25 |
| Mitglieder: | Frau Dr. Verena Bodmer-Gessner Mühlebachstrasse 111 <i>8008 Zürich</i> | Tel. 47 55 39 |
| | Direktor Hans Baer Stuketenstrasse <i>8332 Rumlikon</i> | Tel. 97 65 69 |
| | Prof. Dr. Alfred Zäch Siriusstrasse 10 <i>8044 Zürich</i> | Tel. 47 75 39 |
| Rechnungs- revisoren: | Direktor Hans Beat Gamper <i>8000 Zürich</i> | |
| | Dr. Fritz Beglinger* <i>8610 Uster</i> | |

* Vorschlag zuhanden der Generalversammlung am Herbstbott 1972

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurth Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Zürcher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempster, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»
1970: Prof. Dr. Hans Wysling, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»
1971: Prof. Dr. Paula Ritzler, «„Ein Tag kann eine Perle sein“ – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller»